

Zeitschrift: Neue Wege : Beiträge zu Religion und Sozialismus
Herausgeber: Vereinigung Freundinnen und Freunde der Neuen Wege
Band: 20 (1926)
Heft: 11-12

Artikel: Die Bedeutung der Urgemeinde für die Gegenwart
Autor: Walser, Peter
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-135479>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 03.04.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Die Bedeutung der Urgemeinde für die Gegenwart.

I.

Haben die Schlussätze der Bergpredigt eine Bewandnis mit den Geschehnissen der jüngsten Vergangenheit, oder gelten die flehentlichen Warnungen Jesu einem viel Schwereren, das erst kommen wird? Stehen wir gegenwärtig in einem neuen Aufstieg, oder ist uns bloss eine Schonzeit gegönnt zur Besinnung? Vielleicht ist uns eine letzte Frist gegeben, nach dem Grund des Kulturzusammenbruches zu forschen und nach einem Ausweg zu suchen, ehe die „Gewässer kommen und die Winde wehen.“

Albert Schweitzer findet die Ursachen des Verfalles in einem Versagen der Philosophie. Ich glaube, das Aussetzen des Kulturdenkens sei vielmehr der Einsicht entsprungen, dass mit dem Denken allein den unterwühlenden Tendenzen nicht mehr beizukommen sei. Für das von Schweitzer geforderte Denken sind die Voraussetzungen nicht mehr vorhanden. Der modernen Mentalität gebricht es an einer für das Kulturdenken notwendigen Distanz gegenüber der Aussenwelt. Die Aussenwelt ist hereingebrochen in die Innenwelt. Der Moderne ist in den Bann der Umwelt geraten, die er meistern sollte. Er ist darum wie „öffentlich“ geworden, — ohne Sammlung, ohne festen Stützpunkt, beständig in Atem gehalten und in Angst, nicht mehr mitzukommen. Er hat sich der Masse ausgeliefert, sich seinem Werk, der Organisation und ihrer Dämonie geopfert. Seine Selbstausslieferung, — und damit ist der Verfall besiegelt, — ist eine Flucht vor sich selbst. Er hat sich an die Aussenwelt verraten, weil er sich selbst nicht mehr erträgt. Er ist krank. Er ist in seinem ganzen Wesen erkrankt, er hat die Beziehung zu Seinesgleichen verloren, er ist sozial erkrankt, er ist isoliert. Sein Zustand kann mit dem des Schwerhörigen verglichen werden, der nur auf die heftigsten Laute reagiert und nicht auf das achtet, was in der menschlichen Stimme mitschwingt und Verständnis sucht. Er antwortet nur auf die grellsten Laute der Umwelt. Die feinsten Fäden zu Seinesgleichen sind ihm verloren gegangen.

Es wäre nun die dringendste, die wesentlichste Aufgabe der Kirche, den isolierten Menschen zu erlösen, die gestörte Beziehung zwischen Bruder und Bruder wieder herzustellen. Wir sehen aber, wie die Kirche in den wichtigen Fragen der Wiederherstellung einer zusammengebrochenen Kultur auffallend selten zu Rate gezogen wird. Wir sehen, wie auf Konferenzen, an denen um Probleme der Weltwirtschaft, internationaler Verständigung gerungen wird, ihr direkter Einfluss ausgeschaltet ist. Wir sehen,

wie das Christentum in seine gefährlichste Krisis eingetreten ist, wie von seinem allmählichen Erlöschen geredet werden darf. Wir erblicken darin den Ausfluss einer nüchternen Erwägung der Gesellschaft, dass vom Christentum keine Förderung für sie mehr zu erwarten sei. Die Kirchen mussten als bestimmender Faktor ausser Betracht fallen, weil sie sich einer gänzlich entfremdeten Umwelt gegenüber angepasst, — und ihr Wesentliches, — das was nur sie und sonst nichts und niemand zu geben imstande war, der Gesellschaft vorenthalten haben. Statt den isolierten Menschen zu befreien, führten sie ihn in tiefere Isolierung hinein. Sie haben das Individuum aus seinen naturhaft instinktiven Bindungen herausgerissen, ihm eine überlegene höhere Zusammengehörigkeit verkündet, die sie selber aber nicht leben, nicht verwirklichen und von der darum keine Kraft ausgehen kann. So stossen sie den Menschen, der weder ein Neues ergreifen, noch in die Natur zurückschlummern kann, auf sich selbst zurück und überliefern ihn beständig neuer Wesenserkrankung.

Immer wieder wird zwar auch in den Kirchen die soziale Frage laut: „Wo ist dein Bruder Abel?“ „Stockholm“ kann uns da eine grosse Verheissung werden. Die protestantischen Völker erwarten von ihm eine glücklichere Lösung, als sie früheren Anstrengungen beschieden war. So war auch der Protestantismus bis jetzt auf falscher Spur. Ein Ausspruch Grimmelshausens beleuchtet seine Lage. Ueberrascht vom Liebeskommunismus der Täufer bekennt er resigniert: „So eine Gemeinschaft bringen wir nicht zustande. Wir bringen nimmermehr die rechten Bursche zusammen.“ Der Protestantismus sucht wohl die Brüdergemeinschaft, er glaubt sie aber erst dann zu erreichen, wenn er den Einzelnen dazu gebildet hat. So verfiel er dem Individualismus. Dieser ist aber noch nie über eine blossе Gesinnungsgemeinschaft hinausgekommen. Der Individualist findet in der Gemeinschaft, die er erstrebt, sich selbst, den Bruder aber nicht. Er sucht den Bruder in den Tiefen seines Ich, denn er glaubt an eine letzte Identität von Gottes — des Andern — mit seinem eigenen Ich. Das orientalische Gleichnis vom heimkehrenden Krieger, der sich seiner Frau zu erkennen gibt mit den Worten: „Ich bin Du,“ — ist zwar schön, aber nicht wahr. Das Ich ist niemals Du!

Bei der Unmöglichkeit, auf dieser Grundlage Menschen für die Brüdergemeinschaft (Gemeinde) heranzubilden, konnte eine leise Ermüdung nicht ausbleiben. „Wie kann man des Bruders Hüter sein?“ Die Folge davon war der sich in seiner Wirkung auf das Privatleben beschränkende heutige Subjektivismus, vor allem in den evangelischen Kirchen.

So fand sich auch da der Weg zum Bruder nicht. Der einzige Weg heisst: Rückkehr zum Evangelium, — das den Bruder ge-

funden, — zurück zu jenem Fundament, auf dem eine Brudergemeinde wirklich und möglich war. Unsere Rückkehr bedeutet das demütige Eingeständnis, dass wir auf Sand gebaut haben.

II.

„Wer diese meine Rede hört und tut sie, der ist einem klugen Manne gleich, der sein Haus auf einen Felsen baute.“ Ueber diesem Felsen ist die Urgemeinde errichtet. Ich glaube, dass er der einzige Boden sei für eine sichere Sozial- und Weltgestaltung, trotzdem jene erste Gemeinde zusammengebrochen ist. Ihre Trümmerstücke jedoch lassen noch Schlüsse zu über die Kraft, die diesen Bau geschaffen hat. Wiederholt weist die Apostelgeschichte hin auf die Macht, die hier am Werke war und gleich einer unsichtbaren Mauer die erste Jüngerschar umschloss. „Der andern aber wagte keiner sich zu ihnen zu tun, sondern das Volk hielt gross von ihnen.“ 5. 13. Woher dieses eigentümliche Fremdgefühl im Volk? Was war das Neue, das die Jünger ergriffen hatte und sie mit ängstlichem Staunen erfüllte, dass sie sollten Träger solchen Lebens sein? Sie waren zum Bewusstsein erwacht, ein Mensch, der gestorben und doch lebendig, ist das Leben unseres Kreises, er ist die Kraft der neuen Wirklichkeit, „er hat sein Volk besucht,“ er hat jeden aus seiner Welt gerissen, und Einsame zu Brüdern gemacht, ein Mensch — Jesus.

Wenn der kleine Albert Schweitzer sich vor den Dorfbuben nicht ausgezeichnet wissen will, folgt er darin unbewusst einem Grundzug in Jesu Wesensart. Jesus will jedem Bruder sein. Als Mensch und Bruder stellt er sich unter das Gericht der gemeinsamen Schuld. Wer nicht schuldig sein will, ist erst recht schuldig. Darum begehrt er mit den Büssern die Taufe des Johannes. Er weigert sich, Zeichen zu tun, weil sie die Ordnungen durchbrächen, in denen die andern leben müssen. Er will mit ihnen in ihrem Tage leben. Dieses Mit-ihnen-leben ist ihm Religion. „Du sollst den Nächsten lieben wie dich selbst.“ Nächstenliebe ist der Gottesliebe gleich, Gott lieben heisst den Bruder lieben. Wenn er Gott Vater nennt, so ist ihm der Name nicht Ehrenprädikat. Sein Gott ist der „Unser Vater“, Gott ist ihm der „Unser Gott“, er ist für ihn das unsagbare Etwas, das zwischen Mensch und Mensch ist.

Das Band, das Menschen an den Vater knüpft, ist das nämliche Band, das sie unter sich verknüpft. Nicht dadurch sind die Menschen Brüder, dass ihr Ich identisch ist mit Gottes Ich. Ihr Leben und Wesen wurzelt in dem Verbundensein: ist Verbundensein, und ist nichts für sich. Das Zentrum des Menschen ist nicht in ihm, sondern ausser ihm. Ausser ihm ist die Wahrheit, und zwar nicht irgendwo ausser ihm,

sondern immer zwischen Mensch und Mensch. — Trennung ist Tod, das Für-sich-sein-wollen ist Schuld. Weil der „Unser Vater“ die innerste Verknüpfung der Menschen selber ist, — so — „lass allda vor dem Altar deine Gabe und gehe zuvor hin und versöhne dich mit deinem Widersacher.“ Versöhnung ist der einzige Gottesdienst. Jesus hat nur diesen Dienst. Er vergibt. Er vergibt dem, der sich vergeben lassen will.

Der „Unser Vater“ ist ihm das Leben, das einzige wirkliche Leben, das überall da ist, wo wir mit dem Bruder verbunden sind. Lösen wir uns vom Bruder, verlieren wir auch den Vater. — Ohne die Verbindung mit dem Bruder, wird uns der Vater nicht offenbar. Wo deshalb Jesus Menschen gegenübertritt, die bei ihm Hilfe suchen, ist ihm immer auch der „Unser Gott“ gegenwärtig, der die Hilfe, das Erbarmen ist, der nur wirken kann und frei wird zur Schöpfung, wo der Hilfesuchende und der sich erbarmende Bruder in ihm sich finden.

Dieses gegenseitige der göttlichen Beziehung Innewerden nennt Jesus Glauben.

Wenn Jesus darum Wunder tut, geschieht es nicht durch die Kraft seiner Individualität. Er reißt den, der sucht und will, in die Verbundenheit, in der allein Gott wirken kann.

In Nazareth konnte Jesus fast keine Wunder tun, „wegen ihres Unglaubens.“ Die alten, starken, natürlichen Beziehungen der Nazarethaner zu ihm liessen die göttlichen nicht zur Entfaltung kommen.

Strömen die Krafftaten Jesu aus jener innersten Uebereinstimmung der Menschen, so können die irrationalen Forderungen der Bergpredigt auch nur aus ihr heraus verstanden werden. Das Individuum in seiner Vereinzelnung wird sie weder begreifen noch befolgen können. Sie redet von denen, die der Illusion des Ich als eines Für-sich-Seienden ledig geworden sind.

Die Bergpredigt will, dass wir diese Uebereinstimmung leben, deshalb nicht richten. Sie will, dass wir Trennung aufheben, das heisst vergeben, erbarmen, unsere Verbindung zur Geltung bringen, darum Frieden stiften, sanftmütig seien. Das Zürnen steht in gleicher Verdammnis wie der Mord, weil es das einzig Böse tut: es trennt. Es durchschneidet die Fäden, die für uns lebenswichtig sind, es verletzt — durch Verweigerung der Achtung — unsern Zusammenhang.

Am Kreuz kämpft Jesus für das Evangelium. Er kämpft durch seinen einzigen Gedanken, er kämpft durch seinen einzigen Glauben, verschlungen von seiner einzigen Idee, dass der „Unser Vater“ das Leben ist, dass dieses Leben der Zusammenhang der Menschen ist. Er kämpft, indem er sich nicht von den

Menschen trennt. Er stirbt vergebend. Er siegt dadurch, indem er den Zusammenhang nicht bricht. Er siegt dadurch, dass die gesamte Macht des Bösen, das die Macht der Trennung ist, ihn nicht zur Trennung bringt. Er hat gesiegt und erweist sich als die Vergebung selber und als den Zusammenhang, weil er nach dem Tode sich mit den Menschen wieder verbunden zur Gemeinde, die Gemeinde schuf.

Die Gemeinde ist darum Leben, nicht Stiftung, nicht Sammlung Gleichgesinnter, Auferstehungsgläubiger! Ihr Begriff deckt sich daher nur entfernt mehr mit dem der Dorf- und Kirchengemeinde. Sie ist geboren aus der durch nichts gehemmten Verknüpfungskraft Jesu. In ihr ist den Jüngern das Absolute gegeben. Sie ist der Quell ihres Enthusiasmus. In ihr liegt der Anfang einer neuen Welt. In ihr ist „der Riss geheilt, der zwischen den Getrennten war.“ Der alte Mensch ist vergangen, er ist eine neue Kreatur geworden. Er ist der zweite Mensch, der nur noch lebt für Seinesgleichen, verbunden mit dem Bruder, der Mensch, der sein Zentrum verlegt hat. — Dieses Umschaffende, nicht nur sittlich Hebende, diese neue Verbundenheit ist es, die durch die Jünger wirkt. Die Gemeinde treibt nicht Seelenfang, nicht Propaganda, nicht Mission in unserem Sinne: der übermächtig Lebendige in ihr sendet aus. Er redet aus ihnen. Es sind nicht die Jünger, die die Initiative ergreifen. — Er sieht den römischen Hauptmann in Cäsarea, der auf ihn wartet, er schickt Petrus hin. Er sendet aus nach Kappadozien, er hat ein grosses Volk in Korinth. „Der Herr aber tat hinzu täglich, die da selig wurden zu der Gemeinde.“ Er steht ihnen bei vor Gericht, sie müssen sich nicht auf Verteidigung besinnen. Sie hoffen auf eine Erweiterung der Auferstehung ihres Meisters und ertragen ihre Wehen: „Leiden wir mit, so werden wir mit verherrlicht.“ Gleich Sauerteig wird der Meister die Völker und Verhältnisse durchdringen.

Durch Zugehörigkeit zur Gemeinde kommt Sinn und Bedeutung in das Leben dieser Menschen. Aus einzelnen Tönen werden sie zu Trägern einer Melodie. Um dieser Melodie willen sind sie da. In ihr sind sie ein Herz und eine Seele, die Proletarier von Jerusalem und die vornehmen Hellenisten, der Bauer aus dem galiläischen Hinterland und der sadduzäische Priester. Ein jeder Gemeindegenosse hat in ihr sein Recht, seine Stellung, ja, — kommt in seiner ihm eigentümlichen Art zur Geltung. Durch sie wird jeder an den notwendigen Platz gestellt und wählt nicht mehr willkürlich sein eigenes Wirkungsfeld. Er fügt sich führend oder unterordnend dem Grundsatz der Ergänzung. Alle sind religiös gleichwertige Organe ein und desselben Leibes. So wird durch die Gemeinde das Kind erlöst, denn es ist jetzt gleich geachtet, als Glied

einer weiteren Auferstehung gewertet und wird nicht mehr einer Lebensform der Erwachsenen zuliebe vergewaltigt. — Im Christus der ersten Jünger ist der Grund aller Erziehungs- und Bildungsarbeit gelegt. In ihm wird der Sklave zur Freiheit emporgebildet, — wird die Frau erhöht, tritt neben Venus Tabaea.

Die Jünger nennen sich Heilige, nicht im Sinn besonderer Tugendhaftigkeit. Heilige sind sie als Ausgesonderte. Darum denken sie ihrerseits nicht daran, sich abzusondern, Einrichtungen zu schaffen, die sie sichern sollten, denken nicht an eine abgewogene, statutarisch festgelegte Verfassung. Sie organisieren sich nicht, sondern sind im Gegenteil ein Organismus. Sie leben in einem Lebewesen, sind hineingewoben in eine einzige übermenschliche Persönlichkeit. Sie zerfallen zwar nach aussen hin in kleine Grüppchen, aber sie umschlingt eine Macht, auf die der römische Staat bald aufmerksam werden muss. Ohne Angriff auf Recht, Gesetz, Kult, erschüttern sie doch diese staatlichen Organisationen, weil durch ihr Leben Rechts- und Gewaltstaat überflüssig werden. Fatalismus und göttliche Verehrung des Bestehenden sind gebrochen.

Das gemeinsame Mahl, zugleich Symbol des neuen Lebens und in der neuen Gemeinde sichtbar gewordene neue Wirklichkeit, das das innerste Wesen und das Alltäglichsie, Seele und Erde in einer Lebensgemeinschaft zusammenschliesst, wirkt von Grund aus umgestaltend auch auf die wirtschaftlichen Verhältnisse. Eingesponnen in eine lebendige Solidarität ist jedes Gemeindeglied der Beziehung auf sich selbst, — seinem Sonderleben entnommen. Geld und Gut ist subjektiver Willkür entrissen und in den Dienst der Gemeinde gestellt. Ja, es gibt — wie sehr auch einer an seinem Elternhaus geblieben, an seinem Werk und Lebensglück, — es gibt keinen Wert, der um Christi willen nicht geopfert werden dürfte. Der Auferstandene ist ihr Lebensglück, ihre Heimat, denn er ist die Kraft ihrer Gemeinschaft, ist wie das Brot, das sie im Gemeindemahl nährt. Von des Herrn Tisch sollen alle ihre Lebensnahrung haben, auch der Arme, Witwe und Waise satt werden. Aus der Erfahrung ihres Zusammenhangs erwächst ihre Armenpflege. Sie geht der Armut an die Wurzel, denn die Armut wird als Gefahr und Leid aller, — und ihre Bewältigung als Aufgabe ein und derselben Christusgemeinschaft erfasst. „Ich bin nackt gewesen und ihr habt mich bekleidet, ich bin krank gewesen und ihr habt mich besucht, ich bin gefangen gewesen und ihr seid zu mir gekommen.“ (Matth. 25, 36.)

Das Mahl wird zum Quell ihres Liebeskommunismus. Dieser ist noch nicht Kommunismus der Produktion, er durchdringt kei-

neswegs das gesamte Wirtschaftsleben, er bedeutet noch nicht gemeinsamen Güterbesitz. Darin würde er modernen kommunistischen Anforderungen nicht entsprechen. Ohne Bedenken werden Reiche in ihrer Mitte geduldet; es sind immer noch Arme da, — Leute, die Aecker und Güter haben, und solche, die keine haben. Aber von ihnen allen heisst es: sie hatten alles gemein; Kraft und Schwäche, Reichtum und Armut sind beides Angelegenheiten des gleichen Christus. Und hier gilt die Jesus Frage: „Habt ihr je Mangel gehabt?“ Und die Jünger antworten: „Nein, keinen!“ So ist ihr Kommunismus trotz dieser äusserlichen Rückständigkeit dem modernen überlegen, denn er hat nichts Aufgezwungenes, Eingeführtes, er ist vielmehr ein ganz und gar Selbstverständliches. Freiwillig verkauft man seinen Acker und legt den Erlös zu der Apostel Füssen. Ein Ananias wird nicht gehalten, seinen Gewinn abzuliefern. Hineingesponnen in ein lebendiges Band mochte der eine es als seiner Pflicht erachten, Arbeit und Verwaltung des Seinen nicht der Christengemeinschaft aufzubürden, aber, sobald Notwendigkeit vorhanden, seine Habe der Gemeinde zur Verfügung zu stellen, während andere das Privateigentum bald als Hemmnis, ja als Gefahr für ein inniges Zusammenleben und die Reinheit des Zusammenhanges empfinden mussten.

Ein Kommunismus der Arbeit ist freilich als notwendige Ergänzung noch nicht in Erscheinung getreten, aber Keime zur Erfüllung sind hier schon lebendig. Ganz aus dem Geist der Urgemeinde geschöpft ist das Wort des Paulus: „Jeder arbeite und schaffe mit den Händen etwas Gutes, auf dass er habe zu geben dem Dürftigen.“ (Eph. 4, 28.) Dies Pauluswort erweckte ein Arbeitsvolk und legte eine Bresche in die Sklaverei und Arbeitsscheu der antiken Welt.

In der Welt der Paulusbriefe kündigt sich schon die Veränderung, ja Zersetzung der Urgemeinde an. Noch lebt in ihr der Enthusiasmus, noch bringt sie grosse Kollekten auf. Aber es ist etwas Fremdes hinzugekommen. Man redet noch von der Torheit des Kreuzes, aber man sucht einer intellektuell gerichteten Gesellschaft gegenüber schon begreiflich zu machen, wie diese Torheit gemeint sei. Was in der Urgemeinde Wirklichkeit war, wird jetzt wieder als zu erstrebendes Ziel geschaut.

Wo das Prisma gestanden, oder wer es gewesen, in dem das erste Licht sich brach, weiss heute niemand. War es die notwendige Entwicklung, die Brutalität der Wirklichkeit, mit der die wachsende Gemeinde zusammenstiess? Hat die zweite Generation die Wandlung verschuldet, ist durch psychologische Gesetze die Frist des Enthusiasmus festgelegt? Entstand die Brechung aus einer beginnenden Objektivierung des Lebens in der Gemeinde, in einem Geniessen-wollen der Seligkeit, — einem Trieb zur Adoration, der

der Distanz bedarf, war es der Trieb zur Religion, der die Distanzlosigkeit nicht ertrug? War es Paulus, der die Einheit zerbrach? Ist hier der zweite Sündenfall?

Das Verfolgen und Beurteilen dieser Verfallserscheinungen könnte uns zu falschen Schlüssen führen, und uns zum Glauben bringen oder darin bestärken, dass Gebilde wie die Urgemeinde, an ihrer Ueberweltlichkeit zu grunde gehen müssen. Man vergisst dabei, dass in den enthusiastischen Tagen der ersten Gemeinde etwas zugegen war, das geblieben ist, nämlich die Kraft, die die Gemeinde schuf. Wenn wir nur auf die Lebensäusserungen der Gemeinde und ihr Schicksal blicken, treffen wir niemals den Kern der Sache. Was die Gemeinde zu einem unvergleichlichen Gebilde gemacht, ist die Anwesenheit eines lebendigen Dritten: zwischen diesen Menschen, das immer da ist, „wo zwei oder drei versammelt sind in seinem Namen,“ — : Christus.

Er ist die lebendige Solidarität der ersten Christen, er ist die ewige Solidarität der Menschen.

III.

Ich glaube an das Vorhandensein der Gemeindegewalt unter uns. Ich glaube auch, dass ihre Neuverkörperung im Anzug ist. Die Gemeinde wird kommen, trotz aller schlechten Erfahrungen, trotz allen misslungenen Rekonstruktionsversuchen. Sie muss kommen, weil sie allein die Basis ist, auf der eine Sozialgestaltung möglich ist, weil sie allein die Lösung im sozialen Ringen bringt, das isolierte Individuum und die atomisierte Gesellschaft befreit und einigt.

Die Verheissung der Gemeinde wird vorderhand nicht grossen Glauben finden. Denn wir sind nun einmal hypnotisiert von jener andern Ueberzeugung, dass die Persönlichkeit, der elementare Mensch, bestmalls die grosse, christliche Individualität das Heil bringen werde. Ihre grossen Leistungen können nicht bestritten werden. Es gehen ohne Zweifel Wirkungen des Geistes auch von Einzelnen aus. Sie sind wohl imstande, Kreise begeisterter und gebesserter Menschen um sich zu scharen, Gemeinschaften zu gründen, in denen sie soziale Gesinnungen wachzurufen wissen; niemals aber wird es dem Einzelnen gelingen, einen Menschen wesentlich zu erneuern, es sei denn, der andere verbinde sich mit ihm in der Christussolidarität. Dann aber hat nicht er verwandelt, dann ist über ihm schon die Gemeinde in Wirksamkeit getreten. In der Gemeinde erst ist die Neuschöpfung der Menschen gegeben und dadurch auch die Neuschöpfung der Kultur.

Wir dürfen uns ebenso wenig durch religiöse Bedenken verwirren lassen. Wir können die Gemeinde nicht herbeizwingen, das

heisst, nicht erkünsteln, aber durch Bereitschaft, — durch Glauben, durch den Glauben Jesu an die göttliche Wirklichkeit unseres Zusammenhanges werden wir an ihrem Kommen beteiligt sein. Wir beschleunigen es, indem wir die Solidarität der ersten Christen nicht historisch fassen, sondern als lebendig behandeln und sie auch heute auf uns gerichtet sehen. „Ich bin ein Gast gewesen, und ihr habt mich beherbergt.“

Wir stossen schon auf Jesu Verknüpfungskraft in unserer täglichen Welt. Es treten uns Menschen entgegen, die sich nicht mehr nach bloss menschlichen Ueberlegungen verhalten, vielmehr eine eigentümliche Stellung gegen uns einnehmen, die die Verknüpfungen aufrecht erhalten, auch mit denen, die ihnen Qual bereiten, — Menschen, die uns restlos entwaffnen, nur dadurch, dass sie sanft bleiben. Christi Verknüpfungskraft spricht uns an aus denen, die wie Mütter absolut an uns glauben, — wird lebendig in denen, die uns niemals fallen lassen. Christus, das Neue in der Menschheit, kann darum auch heute wirksam werden, wo wir uns bewusst unter seinen Einfluss stellen, uns mit ihm verbinden und auf diesem neuen Boden unser Leben zu gestalten suchen. Das ist das Wagnis, das von uns erwartet wird. Wir müssen wagen!

An dieser Stelle sei des grossen Menschenkünders gedacht: Dostojewsky's, — seiner Gestalten: des Pilgers Dolgoruki, des Fürsten Myschkin, der Sonja Marmeladowna, Alioscha Karamasoff, deren Wahrheit — nach dem grossen Wort des Starez Sossima — in ihrem Zusammenhang mit der Gesamtheit der Menschen liegt. In ihnen hat die furchtbare Isolierung aufgehört und sie haben es begriffen, wie unnatürlich es ist, sich voneinander abzusondern.

In diesen Menschen Dostojewskys lebt schon etwas von der kommenden Gemeinde. In ihrem eigentümlichen Wissen um einander, um eines jeden wahren Wesen und Schuld, in ihrer Seelenkraft, fremde Schuld zu tragen, zu verzeihen, in ihrer wunderbaren Liebe zu den Kindern und zur Erde, sind sie von jenem Christus berührt, der zwischen uns ist!

Ein festumrissenes Bild der kommenden Gemeinde wird man nicht entwerfen können, weil sie ein Lebendiges ist. Nur so viel lässt sich vermuten, dass sie vielleicht lange Zeit im Stillen und unauffällig wachsen wird. Sie kann, ihrem Wesen entsprechend, niemals Sekte werden. Die Sekte schliesst sich ab, die Gemeinde schliesst sich auf. Sie setzt ja aus ihrem Wesen heraus immer neue Verbindungsmöglichkeiten. Es werden kleine Gebilde sein — „wo zwei oder drei“ — die sich äusserlich kaum viel abheben werden von ihrer Umgebung. Diese „Zwei oder drei“ werden in ihren Verhältnissen bleiben und dort wirken durch ihre Konsequenz

und Solidarität. Durch Miterleben und Mitleiden lernen sie immer mehr verstehen, was ihr Meister will. Sie leben zusammen sein Leben. Sie werden am ehesten bei denen zu finden sein, die „glimmender Docht“ sind, und werden sie neu entzünden. Sie werden daher wohl kaum grosse kultische Bedürfnisse haben. Ihre Verkündigung ist ihr Leben. Durch ihre Einwirkung muss sich — langsam freilich — ein Umschwung der Gesinnungen vollziehen. Sie werden die Verhältnisse erweichen, Ideale entwerthen, sie werden Genossenschaften mit ihrem Geist erfüllen, sie werden alte Gemeinschaftsgebilde, in denen noch ein Rest der Urgemeinde lebt, wieder beleben (Allmende etc).

Die Gemeinden werden wachsend mit der Umwelt in Konflikt geraten, aufgerieben und getötet werden, aber stärker als je wieder kommen.

Wird sich die Kirche auf die Seite des Kaiphas und Pilatus stellen, sich mit allen asozialen Mächten gegen die Gemeinde verbünden? Oder wird sie den Anbruch der Gemeinde fördern? Wird sie ihr eine Atmosphäre des Vertrauens und der Begeisterung schaffen? Anerkennt sie die Gemeinde nicht nur als ideales Ziel oder regulierendes Prinzip, sondern als ihr eigenes Wahrheitsmoment? Ist nicht die Gemeinde das, was die Kirche bis jetzt der Welt schuldig geblieben ist? Wird die Kirche noch die Lebendigkeit besitzen, statt Organisationen auszubauen und zu verfestigen, fortwährend auszuschneiden, was dem Grundmoment, der Gemeinde, widerspricht? Ich denke an den Konfessionalismus, der den Protestantismus so sehr irregeleitet hat. Gewiss spricht aus jenem viel Leidenschaft für die Wahrheit, aber nicht für die Wahrheit des Christentums, für das einzig gültige Bekenntnis: dass zwischen Mensch und Mensch keine Schranke, sondern Christus ist. Darum soll er als Element der Zersetzung beseitigt werden. Darum auch soll in Unterricht und Verkündigung der Hinweis auf das Trennende vermieden werden. Sie müssen vielmehr auf den einzigen Ton gestimmt sein: Versöhnung. Darin werden sich die Menschen am tiefsten verstanden wissen: Versöhnung, und darum nicht Versöhnung mit asozialen Mächten.

Als Symbol des christlichen Urprinzipes, als Ausdruck der Solidarität, befreit von stereotypen Formeln, wird das Abendmahl in Zukunft grössere Bedeutung gewinnen. Es will dann nicht mehr bloss der Andacht dienen, sondern Kräfte wecken, Schwachen aufhelfen, gestörten Frieden wieder herstellen, und kann gefeiert werden nicht allein im Kirchenraum, auch auf dem Werkplatz, nicht allein an hohen Festtagen, sondern in Nöten, nicht bloss vom Kirchenvolk, vielleicht auch von einem Häuflein Ueberlebender nach einer Katastrophe. Würde solche Kommunion nicht einen Sammel-punkt für jene bilden, die gewillt sind, den Kampf gegen asoziale

Machenschaften aufzunehmen, die die Not des armen Lazarus zu ihrer eigenen machen? Solches Abendmahl wäre die Linie, wo sich Kirche und Gemeinde berühren auch im Kampfe gegen den Alkoholismus, gegen jenen Dämon, der wie fast nichts sonst die Fähigkeit zur Christugemeinschaft zerstört. Solches Abendmahl gäbe der Kirche den Mut, ihre Stimme zu erheben für Völkerfrieden und Abrüstung, zwänge sie, ihren Ernst zu beweisen durch die Erklärung, dass sie mit dem Feldpredigeramt nichts mehr zu schaffen haben wolle. Denn dieses Amt ist ein Widerspruch in sich selbst.

Wagt die Kirche den Kampf, wagt sie sich selbst aufs Spiel zu setzen, dann wird sie untergehen. Durch ihr Opfer aber wird ihr Heiliges in der Gemeinde weiterleben. Die Gemeinde wird bestehen; sie ist die Zukunft des Menschen.

Peter Walser (Flerden).

Verheissung und Erfüllung.

Gott ist treu. 1. Kor. 1, 9.

Es ist tief und beziehungsreich, wie in der Advents- und Weihnachtszeit des „heiligen Jahres“ (so sollte man eigentlich statt „Kirchenjahr“ sagen) das Verhältnis von Verheissung und Erfüllung in den Mittelpunkt der Betrachtung rückt und diese beiden Elemente der Geschichte wunderbar durcheinanderspielen. Eine ganz heilige Geschichtsphilosophie taucht auf, wo gezeigt wird, dass das Kind in der Krippe das letzte Wort einer langen Geschichte sei, die darauf vorbereitete und hinzielte. Nicht nur repräsentiert Johannes der Täufer die Vorbereitungsreihe, die nach der Seite Israels zurückläuft, zu Gesetz und Prophetie und heiligem Königtum, sondern auch die Weisen aus dem Morgenlande eine, die zu der Heidenwelt mit ihrer Kultur und Religion führt, während die Geburt unter dem Kaiser Augustus und die Volkszählung auf das Römerreich, das Weltreich par excellence, und die Beziehung zwischen Christus und Zäsar hinweisen. Christus und sein Reich ist die Erfüllung aller Weissagung; die Väter haben auf ihn geharrt; die Heiden haben ihn gehäht; er kam, als die Zeit erfüllt war; er ist als der „Letzte“ auch der „Erste“, als das „O“ auch das „A“.

Diese Auffassung scheint mir eine allgemeine und umfassende Bedeutung zu haben. Sie gilt für alle Geschichte und gilt auch für das Leben des einzelnen Menschen.

Sie gilt für alle Geschichte. Es ist den einzelnen Völkern, wie der ganzen Menschheit eine Ahnung von etwas ins Herz ge-